

Forschung und Lehre als Beruf : eine Zwischenbilanz nach zehn Jahren Bologna - Prozess

Autor(en): **Nida-Rümelin, Judith**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université**

Band (Jahr): **35 (2009)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-893977>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Forschung und Lehre als Beruf: Eine Zwischenbilanz nach zehn Jahren Bologna-Prozess

Julian Nida-Rümelin*

Im Falle des Bologna-Prozesses handelt es sich erst einmal um einen wissenschaftspolitischen Vorgang. Er beginnt, initiiert von EU-Bildungsministern, und wird dann peu à peu hinuntergebrochen auf die Universitäten und Fakultäten. Dieser politische Prozess darf in der Öffentlichkeit nicht scheitern, und zwar deswegen nicht, weil alle mit im Boot sitzen, aber auch wirklich alle: alle Parteien, die Hochschulrektorenkonferenz, der Wissenschaftsrat, die meisten Wissenschafts-Journalisten. Würde dieser Prozess in der Öffentlichkeit scheitern, dann wären zu viele gescheitert. Dies gilt es in den Augen der Beteiligten zu verhindern und deswegen findet gegenwärtig eine grosse Verdrängungsleistung statt. Es wird einfach nicht anerkannt, was Fakten sind, empirisch belegbare Fakten.

Jetzt bringe ich die ersten vier Bologna-kritischen Thesen. Bei diesen handelt es sich wie gesagt um eine interne Kritik: Wir messen den Bologna-Prozess zunächst an den eigenen Zielen.

1. Vier Thesen zu den Bologna-Zielen

1.1. Internationale Konkurrenzfähigkeit

Ich beginne mit den internen Zielen, die am offenkundigsten gescheitert sind. Erstens: Internationale Konkurrenzfähigkeit. Ich hatte 1977 das Vordiplom absolviert und habe mich daraufhin einmal in den USA erkundigt, wie es jetzt weitergehen könnte. Dort hat man mir gesagt: Ein Vordiplom in Deutschland, das liegt jedenfalls über dem Niveau eines BA-Abschlusses, möglicherweise sogar über dem eines „Master of Science“ in den USA. Über den Abschluss des Magisters sagte Susan Neiman, die Leiterin des Potsdamer Einsteinforums, vor kurzem einmal in einer Podiumsdiskussion, dass zu der Zeit, als sie promovierte, klar war: Wer Geistes-

wissenschaften studierte, konnte ein wirklich anspruchsvolles Studium nur in Europa absolvieren. Warum? Unter anderem deswegen, weil amerikanische Studierende in der Regel weder Griechisch noch Latein, noch Deutsch, noch Italienisch, noch irgendeine andere für die Geisteswissenschaften wichtige Fremdsprache sprechen und lernen wollen. Das ist in Europa anders gewesen.

Gemessen an dem Ziel der internationalen Konkurrenzfähigkeit laufen die Bachelor-Abschlüsse, die wir jetzt hier produzieren, in eine selbst aufgestellte Falle. Wir sind nämlich – mit der Verkürzung der Schulzeit bis zur Hochschulreife auf zwölf Jahre plus den drei Jahren für einen Bachelor-Abschluss – nach 15 Jahren fertig. Im transatlantischen Konkurrenzmodell braucht man hingegen – mit den vier Jahren Bachelor und zwölf Jahren bis zum High-School-Abschluss – 16 Jahre. Die Folge ist: Wir geben amerikanischen Universitäten ein einfaches Instrument in die Hand, sich die Billig-Konkurrenz aus Europa vom Leibe zu halten, weil sie sagen: Das kann doch nicht dasselbe Niveau sein, wenn unsere Studenten 16, die europäischen aber nur 15 Jahre brauchen.

Magister-Absolventen – ich rede jetzt einmal von meinem eigenen Fach, der Philosophie – hatten nie ein Problem mit der Anerkennung ihres Magister-Abschlusses in den USA. Hatte jemals ein deutscher Diplom-Ingenieur mit seinem Diplom ein Problem in den USA? Nein. Wir haben aber jetzt ein Problem mit den Bachelor-Abschlüssen.

1.2. Mobilität

Hinsichtlich der Erreichung des zweiten Ziels, der Mobilität, sind die Daten völlig eindeutig. Es hilft kein Drumherumreden: Die Mobilität sinkt durch die Umstellung drastisch. Es gibt allerdings einen Trick, denn Bologna darf ja nicht scheitern. Es wird gesagt: Ja, zugegeben, aber zwischen Bachelor-Abschluss und Aufnahme des Master-Studiums ist doch jetzt eine neue „vertikale“ Mobilitätsphase eingebaut. Das ist richtig. Allerdings war die Umstellung doch so gemeint – wenn wir uns alle einmal erinnern –, dass das Gros der Studierenden die Universität nach dem Bachelor-Abschluss verlässt. Das heisst also, diese vertikale Mobilität gilt nur für die, die weiterstudieren. Die anderen, das Gros, die zwei Drittel, haben weniger Mobilität als zuvor, aus Gründen, die ich hier gar nicht im Einzelnen darstellen will. Jedenfalls ist es fast nicht mehr möglich, in

* Ludwig-Maximilians-Universität München, Seminar für Philosophie, Geschwister-Scholl-Platz 1, D-80539 München, E-mail: sekretariat.nida-ruemelin@lrz.uni-muenchen.de.

Julian Nida-Rümelin, Dr. phil., ist o. Professor für Philosophie der LMU. In den Jahren 2001 und 2002 war er als Kulturstaatsminister Mitglied der deutschen Bundesregierung. Weitere Informationen unter: www.Julian.Nida-Ruemelin.de.

Mitschrift des freigehaltenen Vortrags auf dem Symposium „Forschung und Lehre als Beruf - Eine Zwischenbilanz nach zehn Jahren ‚Bologna-Prozess‘“ an der Katholischen Akademie in Bayern am 5. Juni 2009.

diesen verschulnten Studiengängen während des dreijährigen Studiums zu wechseln.

1.3. Abbrecherquote

Die Abbrecherquote sinkt in einigen Fächern, u. a. in meinem Fach. Im Schnitt aber steigt sie nach der Umstellung. Das ist ein Faktum. Es hat keinen Sinn, drumherumzureden, es ist ein schlichtes Faktum.

1.4. Einheitlicher Hochschulraum

Beim Urteil über die Verwirklichung eines einheitlichen Hochschulraums bin ich am unsichersten. Im Augenblick sieht es wegen der wechselseitig nicht funktionierenden Anerkennung schlecht aus, auch deswegen, weil die Formen der Umstellung ganz unterschiedlich sind. Die berühmten ECTS-Bepunktungen sind ganz unterschiedlich. Es sieht daher gegenwärtig noch nicht nach einem einheitlichen europäischen Hochschulraum aus. Aber da gibt es wohl noch Verbesserungschancen.

2. Externe Ziele

Zweitens will ich nun eine Bewertung anhand externer Ziele vornehmen. Das sind Ziele, die nicht im Bologna-Prozess selbst gesetzt wurden, sondern die ich für wichtig halte, die aber vielleicht andere nicht für wichtig halten. Ich habe bisher den Bologna-Prozess nach seinen eigenen Kriterien beurteilt. Jetzt nehme ich drei Kriterien dazu.

2.1. Sozialverträglichkeit

Die Sozialverträglichkeit ist ein externes Kriterium, es stand nicht in den Zielen der Bologna-Papiere. Mit Sozialverträglichkeit meine ich u. a. folgendes Phänomen: Wenn man die Studierenden fragt, ob sie nebenbei jobben, dann wird dies von einer grossen Mehrheit bejaht. Diese finanziert ihr Leben während des Studiums teilweise über Jobs neben dem Studium. Die Stundenzahlen sind sehr unterschiedlich, variieren auch von Fach zu Fach usw. Ich habe immer zu denen gehört, die sagten, dass das positiv zu bewerten sei, auch wenn es die Zeit, die man in den Bibliotheken verbringen kann, einschränkt. Denn es erlaubt Studierenden sich von Stipendium und Elternhaus unabhängig zu machen und auch der Realitätskontakt ist gut. Selbst wenn der eine oder die andere während des Jobbens merkt, dass ihm oder ihr das mehr liegt als das Studium und deswegen dann das Studium abbricht, ist das auch keine Katastrophe. In den verschulnten Bachelor-Studiengängen ist aber, jedenfalls während des Semesters, ein Nebenjob mit seinen positiven Nebenwirkungen undenkbar geworden.

2.2. Die Vielfalt der Wissenschaftskulturen

Um über die Vielfalt der Wissenschaftskulturen als zweites externes Ziel sprechen zu können, bräuchten wir noch ein bisschen mehr Raum. Manche Fächer sind gegenüber dieser Form der Verschulung, die wir jetzt praktiziert haben, relativ verträglich. Andere sind ziemlich oder ganz unverträglich. Mein eigenes Fach zum Beispiel sieht eigentlich

das Studium in Gestalt der Lektüre von Büchern vor. Es tut mir leid, aber ich meine die Lektüre von Büchern, nicht die von pdf-Häppchen. Das ist nicht mehr möglich. Es findet nicht mehr statt. Sie brauchen sich nur die Stundenzahlen anschauen, in denen die Studierenden bei der jetzigen ECTS-Bepunktung in den Kollegs sitzen. Da bleibt für Selbststudium praktisch keine Zeit. Das heisst, die spezifische geisteswissenschaftliche Kultur des Selbststudiums, des Eigenstudiums, des Sitzens in Bibliotheken geht kaputt.

Ich hatte vorher eine Stärke des europäischen Hochschulraums genannt: Sprachkenntnisse. Es muss mir mal einer erklären, wie man in sechs Semestern Theologie studieren und genug Hebräisch lernen kann, wie man Kunstgeschichte studieren und genug Italienisch lernen kann, oder – ich traue es mich ja kaum noch zu sagen, weil es so schrecklich altmodisch klingt – wie man Philosophie studieren und Altgriechisch lernen kann. Ich habe meine ersten beiden Assistenten damit gequält: Ohne Graecum wird bei mir niemand Assistent, weil man sonst Platon und Aristoteles nicht lesen kann. Die deutschen Übersetzungen sind an der Grenze des Unverständlichen. Aber wenn wir nur drei Jahre haben bis zum Studienabschluss, dann geht das nicht.

Übrigens: Die Studiendauer von drei Jahren für einen Bachelor-Abschluss war in den Bologna-Papieren so gar nicht zu finden. Dort stand: drei oder vier Jahre. Warum stellen wir alle auf drei Jahre um, auch in solchen Fächern, in denen das offensichtlich ein Problem ist?

Das sind zwei Aspekte. Ich könnte mehr benennen, die eine Gefahr sind für die Vielfalt der Wissenschaftskulturen und die ein besonderes Problem für die Geisteswissenschaften darstellen.

2.3. Einheit von Forschung und Lehre

Ich komme zur letzten externen Kritik: Unter einem Aspekt halte ich Humboldt für hochmodern, nämlich dem der Einheit von Forschung und Lehre. Die universitäre Lehre beruht auf eigener Forschung und die universitäre Forschung ist relevant für die Lehre. Das war die Idee. Ich glaube nicht, dass diese Idee obsolet ist. Ich glaube aber, dass sie durch Nebenwirkungen dieses Prozesses, den wir jetzt gerade erleben – dazu zählt die Verschulung – aufs Höchste gefährdet ist. Dazu gehören übrigens immer mehr Professuren, die reine Forschungsprofessuren sind und die zunehmend flankiert werden von Professuren – die heissen jetzt anders –, die reine Lehrprofessuren sind mit 14, 16, 18 Wochenstunden, den sogenannten „Lecturer“-Stellen.

Das ist eine Entkoppelung von Forschung und Lehre, die in bestimmten Bereichen Sinn machen mag, aber nicht in der breiten Front. Es ist hochgefährlich, dass sich die Spitzenforscher zunehmend aus

der Lehre herauskaufen und sich zurückziehen können.

Das waren also die zusätzlichen drei externen Kritikpunkte. Damit komme ich zum Schluss.

3. Schlussbemerkungen

Auch wenn das jetzt ein bisschen pathetisch klingen mag, aber ist das alles nicht ein grosses, zumindest kontinentaleuropäisches Ablenkungsmanöver? Die Universitäten, die wir immer als Vergleich herangezogen haben, „ivy league“- Universitäten, – man braucht sich ja nur einmal die Daten anzuschauen – haben einen rund zehnmal so hohen Etat wie die europäischen (ausgenommen Oxford, Cambridge, ETH Zürich). Auch die Betreuungsrelation unterscheidet sich drastisch von unserer: zwei Seminare für die „full professors“, mehr nicht. Normal sind zwölf bis 14 Studierende, nicht mehr, eher weniger.

Ja, wenn wir wirklich Spitze sein wollen, dann sollten wir nicht etwas kopieren, was es so gar nicht gibt. Es tut mir leid, aber ich weiss aus der Zeit, als ich in den USA gelehrt habe, dass diese verschul-ten Bachelor-Studiengänge dort so gar nicht existie-

ren! Die Studiengänge sind bildungsorientiert und breit angelegt.

Wir sollten stattdessen an dem Punkt einsetzen, wo unser Defizit ist: Betreuungsrelation, Leistungen in Forschung und Lehre miteinander verbunden. Deutschland hatte einmal die internationale Spitzenstellung als Bildungs- und Wissenschaftsnation. Es würde sich lohnen, dort die Priorität zu setzen und entsprechend Konkurrenzfähigkeit herzustellen und nicht über falsche Instrumente. Mein Mantra ist: Es gibt kein Zurück zum Status quo ante, der auch seine grossen Probleme hatte, aber wir brauchen eine durchgreifende Reform der Reform der europäischen, zumal der deutschen Universitäten, mit soviel Humboldt wie möglich, soviel akademischer Freiheit wie möglich, soviel Rücksichtnahme auf die Bedürfnisse einer neuen Generation von Studierenden wie möglich. Wir sollten damit nicht zu lange warten. Den sich jetzt abzeichnenden Zustand akademischer Monokultur, Verschulung des Studiums, sozialer Rücksichtslosigkeit und geistiger Verödung können wir uns nicht lange leisten. •